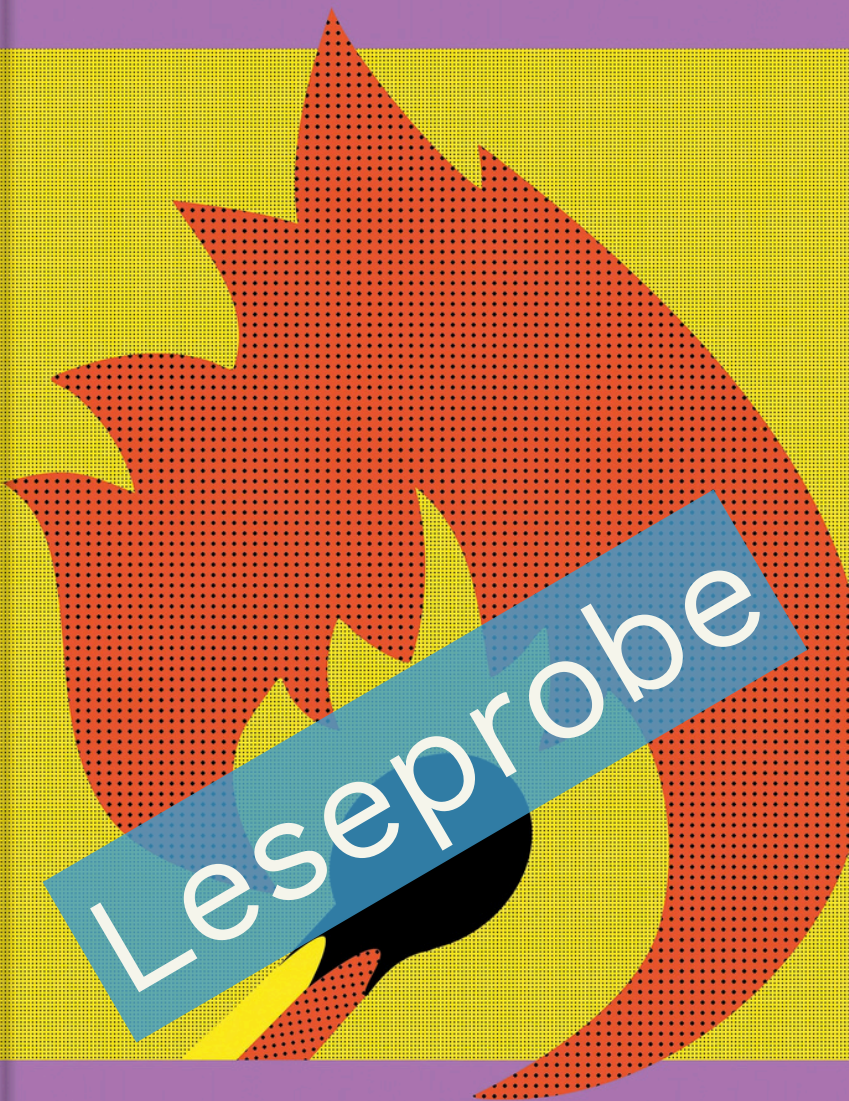


ROMAN

SUZIE MILLER INTER ALIA



Leseprobe



»Wenn du Veränderung erleben
willst, dann lies Suzie Miller.«
MAREIKE FALLWICKL

Aus dem Englischen von
KATHARINA MARTL &
ANNE FLÜCKIGER

SUZIE MILLER

INTER ALIA

Roman

*Aus dem Englischen von
Katharina Martl und Anne Flückiger*

*Für Robert,
meinen Liebsten*

*Hoffnung ist die Fähigkeit,
das Licht zu sehen,
trotz aller Dunkelheit.*

Desmond Tutu

1 JETZT

Scheiß Patriarchat!

Ich setze ein achtsames Lächeln auf, während mir die Worte durch den Kopf schießen. Ein Schrei, ein köstlicher stummer Schrei. Ich spüre einen fieberhaften Zorn, aber meine Miene verbirgt die Angestrengtheit, den Unmut, die Wut gegenüber diesem Mann, der sich hier wieder einmal bewusst über meine Regeln hinwegsetzt.

»Mr Buckley.«

In meinem Ton schwingt eine Warnung mit. Unter dem Lächeln. Er hört sie. Natürlich hört er sie, genau wie die anderen anwesenden Anwälte: Es ist ihr Job, sie zu hören. Er zögert. Mr Buckley, Kronanwalt, gefällt das nicht, es gefällt ihm ganz und gar nicht. Ein Anflug von Verunsicherung huscht über sein Gesicht: *Soll ich sie ernst nehmen oder mache ich einfach weiter?* Leicht zuckende Oberlippe. Er war gerade so in Schwung, sein Kreuzverhör wie ein elegant in unberührten Gewässern geradewegs in den Hafen dahinschießendes Boot. Bremsen fällt schwer, er will nicht. Er war so kurz vor dem Ziel. Ich kann nicht anders, als sein Ringen mit Genuss zu beobachten. Ich richte mich auf, warte.

Seine Ausbildung zum Kronanwalt meldet sich, hindert ihn daran, einfach weiterzupreschen. Er sieht, dass ich es ernst meine. Kronanwalt Buckley lässt die Ziellinie nicht aus den Augen, legt dann aber kaum merklich den Kopf schief, setzt sich zögernd. Mein Blick ruht auf ihm. Ich rühre mich

nicht. Dann, in gemessenem Tonfall und mit einem schmalen, höflichen Lächeln: »Verzeihen Sie, wenn ich Sie hier unterbrechen muss, Mr Buckley.« Als hätte ich das nicht schon längst so was von getan! Er regt keinen Muskel. Er beherrscht sich, zügelt sein Testosteron, hält seine Energie mit Mühe in Schach. Ich lasse den Blick über die erste Reihe schweifen, in der die ganzen Barrister sitzen, und weiter zur öffentlichen Galerie. Nehme die Handvoll Menschen zur Kenntnis: Familie und Freunde, die gekommen sind, um den Beschuldigten zu unterstützen. Dann schaue ich zurück zur Anklagebank, wo Mr Buckleys Mandant sitzt. Die Stille spannt alle auf die Folter, und genau so soll es sein. Mr Buckley ist gereizt und verstimmt, ich hingegen bin gefasst und ausgeglichen. Ich schenke ihm ein wohlwollendes Lächeln, doch er wittert den dahinterliegenden Sarkasmus.

»Mr Buckley, wir sind uns doch sicher einig, dass ein erfahrener Senior Counsel wie Sie es besser wissen müsste, als so mit einer Zeugin zu sprechen.« Ich halte inne, warte auf eine Geste der Zustimmung.

Mr Buckley bemüht sich um eine zerknirschte Miene. Oder vielleicht soll sie Respekt ausdrücken. Aber er ist voller Adrenalin. Das Finale des Kreuzverhörs liegt so nah, direkt vor seiner Nase, eine klaffende Lücke, die er mit einem einzigen Satz schließen könnte. Sogar die Staatsanwaltschaft sehnt sich danach. Es hat etwas Ehrfurchtsgebietendes, Spitzenanwälte in Aktion zu erleben. Sie können verführen, inspirieren, erinnern uns daran, dass ein Barrister mehr braucht als nur einen scharfen juristischen Verstand. Es geht um Wortgewandtheit, Ausdruckskraft und Timing. Timing ist alles. Und ich habe soeben einen eleganten Redefluss abgewürgt. Der ganze Saal hält den Atem an. Die Stimmung ist wie elektrisiert, als hielte ich einen Blitz vom Einschlagen ab.

Ich warte.

Meine Macht ist berauschend. Würde ich die Geschichte in der Kanzlei erzählen, dann mit einem vergnügten Lachen. Aber nur vor den anderen Richtern, die die Dynamik verstehen.

Dann: »Fahren Sie fort, Mr Buckley.«

»Danke, Euer Ehren.«

Mr Buckley erhebt sich wieder, um sein »brillantes« Kreuzverhör wieder aufzunehmen, aber dann schicke ich ein kleines Nicken hinterher: als würde ich eine Hand heben, ihn noch einmal zurückhalten. Er steht bereits, aber ich wende mich von ihm ab und komplett der Zeugin zu. »Ms Jones.«

Sie sieht mich an, dankbar für meinen Tonfall. Gleich wird er ihre Aussage vollständig auseinandernehmen – wir alle wissen es. Vielleicht vermutet auch sie es bereits – aber mein Ton soll Hoffnung spenden. Menschlichkeit, Sichtbarkeit. Melinda. Einundzwanzig Jahre alt, zierlich, traurig und nervös.

»Lassen Sie sich Zeit, Ms Jones.«

Sie nickt mehrmals, den Blick auf mein Gesicht geheftet. Ich lächle ihr zu. *Soft Skills* nennen wir das. Notwendig, um vulnerable Zeugen, Kinder und Frauen mit Blutergüssen, vor der Schikane der Verteidigung zu schützen.

»Ms Jones, fühlen Sie sich nicht gezwungen, sich zu beeilen.« Sanfte Stimme. »Sich dem Tempo der Verteidigung anzupassen.«

Ich entspanne das Gesicht, und sie nickt erneut. Ihre Schultern sind immer noch verkrampft, ihr Blick sucht meinen, voller verzweifelter Hoffnung. Ich lasse mir noch einen Moment Zeit, dann drehe ich mich wieder zu Mr Buckley und wappne mich. Meine Stimmlage verändert sich – eine Geste, um ihr zu zeigen, dass die Inszenierung nur Pose ist. Welchen Ton ich auch anschlage, Mr Buckley wird sich davon nicht einschüchtern lassen, und doch versuche ich es.

»Und Sie, Mr Buckley, nehmen bitte zur Kenntnis, dass Zeugen in *meinem* Gerichtssaal mit Respekt behandelt werden.«

Die Verteidigung verzieht kaum merklich das Gesicht, vielleicht ist es auch ein Grinsen, schwer zu sagen. Er hat seine Miene voll unter Kontrolle, sie entgleist ihm nicht. Ein stummer Konflikt, ausgetragen nur durch Ton und Mimik.

Ich lächle, spreche sanft. »Wann immer Sie so weit sind, Ms Jones.«

Mr Buckley ist genervt. Die Unterbrechung hat seinen Rhythmus ruiniert und sein Kreuzverhör der Schärfe beraubt. Es wird nicht perfekt ausgeführt sein, und für einen Perfektionisten besteht das Ziel nicht nur darin, seinen Fall zu gewinnen, sondern auch, den eigenen strengen Standards gerecht zu werden. Die Klaviatur zu beherrschen, einen eleganten Auftritt hinzulegen. Sein ganzer Körper schreit: *Was fällt dir ein?* Doch genau darauf ist der Strafverteidiger geschult: ohne Worte den Eindruck zu vermitteln, das Heft in der Hand zu halten. Sein öffentliches Auftreten ist sorgfältig darauf ausgelegt, die Zeugen zu beunruhigen, die Zuschauer zu fesseln und der Familie seines Mandanten zu liefern, wofür sie bezahlt hat: einen Kämpfer, einen Sieger. Einen Verteidiger, der keine Gefangenen macht.

Und trotzdem. In diesem Fall ist sein *Was fällt dir ein?* auch an mich gerichtet. Weil ich ihn gemäßregelt habe. Ich habe es gewagt, ihn vor diesen Mandanten zu kritisieren – das ist nicht irgendeine Pflichtverteidigung, sondern ein Prozess, bei dem es um beträchtliche Summen geht. Eine wohlhabende Familie bezahlt ihn für seinen »überragenden juristischen Verstand« und seine Macht. Ich wittere auch Ärger darüber, dass ich, eine Frau – eine Richterin, jünger als er –, ihn zur Verantwortung ziehe. Das gefällt ihm nicht. Also lasse ich ihn noch eine Minute zappeln, weil ich kann und weil es nicht

meine Aufgabe ist, ihn oder seinen Status als Champion für seine Mandanten zu bewahren. Meine Aufgabe ist es, die Zeugin zu schützen.

Hier hinter der Richterbank ist vieles anders: Meine Rolle besteht im Zuhören. Und ich habe dazugelernt. Aktiv. Ich übe mich ständig im Zuhören: jeden Morgen im Café, mittags in der Schlange bei Pret, in der U-Bahn. Ich achte auf Tonfall, Nuancen, Wortwahl. Und auch hier und jetzt, in meinem Gerichtssaal, höre ich zu, lese den Raum. Von meinem Platz aus habe ich einen 180-Grad-Blick. Ich sitze höher als alle anderen und nehme die Bewegungen ringsum wahr. Wer sitzt neben wem, wer lauscht der Zeugenaussage, wer flüstert wem ins Ohr? Wer zappelt, wer wirkt kleinlaut, wer großspurig? Gesten, Ticks, Körpersprache. Ich kann meinen Gerichtssaal lesen. Ich kann die Verteidiger lesen, die Gerichtsangestellten, das Publikum, die Beschuldigten. Und ich kann die Zeuginnen und Zeugen lesen, die Kläger und Klägerinnen. Hier kann ich wirklich etwas bewirken. Ich kann der Jury zu verstehen geben, dass da echte Menschen sitzen und ihr Möglichstes tun, um vor Gericht ihre Aussage vorzubringen. Ich kann versuchen, Menschen vor weiteren Traumata zu schützen, kann versuchen, den Gerichtssaal zu einem sicheren Raum für ihr Zeugnis zu machen.

Anders als andere Richter – älter, männlich – zeige ich mich weder ungeduldig noch frustriert. Ich reagiere auf verschwommene Erinnerungen oder mangelnde Klarheit nicht genervt. Denn die Wahrheit ist nicht immer leicht zu erklären. Erinnerungen lassen sich in einem Gerichtsverfahren nur schwer vermitteln. Das ist mein Beitrag, um etwas Moral und Anstand in den Gerichtssaal zu bringen. Natürlich ist er ein Ort des Rechts, nicht der Moral, aber es gefällt mir, das System zu nutzen, um ihn menschlicher zu machen, mitfühlender. Die Geschworenen nehmen Nuancen wahr, ziehen aus

allem Rückschlüsse, es ist also unerlässlich, jede richterliche Handlung sorgsam abzuwägen und mit stabilen juristischen Prinzipien zu untermauern. Wenn man Richter wird, besteht ein Großteil der Ausbildung in dem, was man selbst schon im Gerichtssaal gesehen hat. Natürlich unterliegt die eigene Verfügungsfreiheit strengen Regeln, aber ich gehöre einer neuen Generation von Richterinnen an. Als Frauen finden wir einen Weg, dafür zu sorgen, dass das Rechtssystem nicht durch die Hoheit des Gerichts und die Manipulationstaktiken der Verteidigung untergraben wird.

Mit einem subtilen Nicken bedeute ich Mr Buckley, fortzufahren. Er zögert keine Sekunde. Der Abschluss seines Kreuzverhörs ist glänzend, er formuliert seine Fragen mit Bravour.

»Wenn ich mich nicht irre, Ms Jones, haben Sie nicht ›Nein‹ gesagt, als Sie Ihren BH auszogen, richtig?«

Er geht durchdacht vor, »vernünftig«, gibt sich verwirrt. Eine Falle.

»Und als Sie meinen Mandanten geküsst haben – entschuldigen Sie, wenn ich das noch nicht ganz verstanden habe –, haben Sie definitiv auch nicht ›Nein‹ gesagt, richtig?«

Jetzt wählt er seine Worte mit Bedacht, weiß, dass ich diesmal nicht intervenieren kann, aber der kaum verhohlene Subtext ist mir klar, wie er auch den Leuten in der Galerie klar sein dürfte: *Du bist hier vielleicht die Richterin, und ich spiele nach deinen Regeln, aber darüber, was ich sage und in welchem Ton, entscheide ich immer noch selbst.*

Ich spüre die Schärfe unseres stummen Kampfes. Früher habe ich an seiner Seite gearbeitet, als Barrister, und offenbar bereitet ihn die Verschiebung der Machtverhältnisse unerträgliches Unbehagen. In seinem Tonfall, seiner Art zu sprechen – laaaangsamer als notwendig – steckt eine ganz klare Botschaft an mich. Ein ausgestreckter Mittelfinger!

Trotzdem hüte ich mich, darauf hereinzufallen. Ich bin die Vermittlerin, und diese Rolle erfordert Distanz. Die beste Reaktion ist Geduld. Den Ton einfach hinnehmen und ihn mit einem Lächeln untergraben. Als der Verteidiger signalisiert, dass er keine weiteren Fragen hat, schaue ich zur Zeugin. Sanfte Stimme. »Ms Jones.« Meine Worte allein an sie gerichtet. »Sie können den Zeugenstand jetzt verlassen. Ihre Aussage ist vollständig.«

Ich lächle sie an. Ich weiß, dass die Geschworenen genau zuhören und mich beobachten. Dass sie sich fragen: *Was hält die Vorsitzende von ihr?* Mein Ziel ist es, sie in keiner Weise zu benachteiligen. Sie ist plötzlich erleichtert, hat Tränen in den Augen.

»Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben.«

Sie ist dankbar, begreift vielleicht nicht, wie wenig Hoffnung auf eine Verurteilung besteht. Die Geschworenen werden ihre Aussagen sezieren: Sie werden alles prüfen, was sie gesagt hat, hier vor Gericht und in aller Eile nach dem Vorfall. Sie werden nach Ungereimtheiten suchen und sie finden. Dann werden sie das Auftreten von Ms Jones und das des Beklagten in ihre Erwägungen einbeziehen.

Geschworene überraschen mich immer wieder, aber in diesem Fall bin ich sicher, dass sie den Beklagten begünstigen werden. Und Ms Jones wird zusehen, wie ihr mutmaßlicher Vergewaltiger das Gericht als freier Mann verlässt. Als sie aus dem Zeugenstand tritt, bemerke ich, wie unter der Richterbank mein stummgeschaltetes Handy aufleuchtet. Das Display wird wieder dunkel, leuchtet dann erneut auf. Verstohlen drehe ich das Handy um und sehe acht entgangene Anrufe. Alle von Harry. O Gott.

Irgendwas ist los. Schnell gehe ich alle Möglichkeiten durch, vom harmlosesten bis zum schlimmstmöglichen Szenario.

Ich ertappe mich dabei, wie ich denke: *Wenn er anruft, ist er bei Bewusstsein und am Leben*, und hasse mich dafür, dass ich so leicht in Panik gerate. Jetzt klingelt das Telefon zum neunten Mal lautlos. Ich kann Harrys Unruhe spüren, dass ich nicht rangehe. Er ist achtzehn, ein Einzelkind, seine Eltern den ganzen Tag am Gericht. Er beschwert sich häufig darüber, dass er nicht wisse, was er in einem Notfall tun soll – wie er uns finden soll. Als er uns eines Abends zum ersten Mal mit dieser Frage konfrontierte, hatten wir beide keine Antwort darauf, außer dass er uns immer wieder anrufen solle. Früher oder später würde einer von uns schon aufs Handy schauen. Ist dieser Moment jetzt gekommen? Meine Assistentin Meena ist alarmiert. Sie spürt, dass ich abgelenkt bin.

Als ich das Wort ergreife, stockt meine Stimme und Mr Buckley mustert mich aufmerksam. »Ich würde die Sitzung gern kurz unterbrechen.« Die Stimmung im Saal verändert sich: Niemand versteht, was los ist. Ein Blick zur Jury. »Den Geschworenen ist eine Pause sicher willkommen.«

Aber dafür ist es zu früh. Ich sehe die Seitenblicke, die sich die Anwälte zuwerfen, während sie sich erheben. Ich stecke das Handy in die Tasche und flüstere Meena zu: »Berufen Sie das Gericht in einer Viertelstunde wieder ein?«

Sie nickt. »Erheben Sie sich. Die Verhandlung wird unterbrochen.«

Ich eile zurück in mein Richterzimmer, zücke das Handy. Nehme die Perücke ab und hänge sie über die Schreibtischlampe, aber Meena greift stumm danach und platziert sie auf dem Perückenständer. Ich warte ungeduldig darauf, dass sie geht, damit ich Harry anrufen kann.

Sie wittert ein Bedürfnis. »Ein Kaffee, Frau Vorsitzende?«

»Ja, danke.«

Ich will keinen Kaffee. Ich will sie loswerden. Und weg ist

sie. Immer noch in der Robe, immer noch im Stehen, wähle ich Harrys Nummer.

Er geht beim ersten Klingeln ran. »Mum!«

»Schätzchen.«

Ich bin wieder ich. Bin wieder Jessica. Jessie. Jess! Bin wieder Mum.

»Ich hab tausendmal angerufen.« Er ist sauer.

»Was ist los?« In der Sekunde zwischen meiner Frage und seiner Antwort rüste ich mich für alles, was jetzt kommen mag. Für fast alles – bis auf das, was wirklich folgt.

»Ich find mein Hemd nicht.«

Das Schweigen, mit dem ich mich wieder ins Lot bringe, deutet er als Forderung nach mehr Informationen.

»Mit den Blumen. Dieses Hawaiihemd. Für morgen Abend.«

Ich bin gleichzeitig erleichtert über das Ausbleiben eines echten Notfalls und extrem genervt, die Verhandlung dafür unterbrochen zu haben. Und ich komme auch immer noch nicht so richtig mit.

»Das ist kein Notfall, Harry!« Meine Stimme abgehackt, gereizt.

»Ich brauche es morgen. Wenn ich es nicht finde, muss ich jetzt noch einkaufen gehen, morgen habe ich eine Prüfung.«

Ich versuche, die Sache aus seiner Perspektive zu sehen. Lasse mich seufzend darauf ein. »Das blaue?«

»Neeeeein.« Frust. »Das hatte ich als Kind. Da war ich zehn.«

Mein Atem beruhigt sich, das Blut pumpt nicht mehr so schnell. Genervtheit macht sich breit, aber ich unterdrücke sie. *Antworte einfach auf die Frage, versuch, das Problem zu lösen.* Das Gespräch über Anrufe nur im Notfall kann ich später führen. Gleich muss ich zurück in den Saal. In meiner ausgeglichens-ten Stimme sage ich: »An ein anderes erinnere ich mich nicht.«

»Doch. Das pinke. Pink und weiß.«

Ich habe immer noch keine Ahnung, traue mich aber nicht, das zuzugeben.

»Du hast es doch gekauft!« Wie ein Vorwurf. »Letztes Jahr an Weihnachten, glaub ich. Mit so Blumen.«

Bei dieser angespannten Stimmung heißt es vorsichtig sein. Meine Soft Skills habe ich an Harry geübt. Ich erkenne jede noch so kleine Regung von Missmut, Abwehr und Angst. Spüre übers Telefon jede aufkeimende Stimmung, noch bevor er den Mund aufmacht. Wie die meisten Mütter habe ich die Last all seiner emotionalen Nöte getragen. Ich biete ihm das Einzige an, was mir einfällt.

»Hast du schon im Schrank nachgesehen?«

Ich höre ihn durch sein Zimmer stapfen, aber noch bevor er die Schranktüren aufmacht und wieder zuknallt, ruft er schon: »Ja, natürlich. Was glaubst du denn?«

Es braucht nicht mehr viel und ich verliere die Geduld. Seine Klamotten sind irgendwo in seinem Zimmer – wo sollten sie sonst sein? Aber ich reiße mich zusammen und frage in einem heiteren Singsang: »Nachgesehen wie dein Vater oder wie ich?«

»Es ist nicht da.« Sein Ton hat sich verändert, er klingt jetzt anders. Traurig?

»Wann hattest du es denn zuletzt an?«

»Keine Ahnung.«

Ich denke panisch an meine Verhandlung. Die Viertelstunde ist fast um. »Harry, du bist achtzehn ...«

Er unterbricht mich. »Das weiß ich, Mum. Aber ich muss lernen und würde lieber nicht einkaufen gehen.«

Ich merke, wie ich die Augen verdrehe, obwohl es niemand sehen kann.

Er redet weiter. »Ich brauch es für eine Party morgen Abend. Das ist das Motto. Hawaii.«

Das weckt mein Interesse. Ich bin entzückt. »Oh, wer schmeißt denn die Party?«

»Kennst du nicht.«

In anderen Worten: *Sag ich dir nicht*. Ich kann nicht anders.

»Wer geht denn noch?«

»Mum! Mein Hehemd!«

Die Arbeit ruft. »Ich suche es, wenn ich heute Abend nach Hause komme.«

»Und wenn du zu spät kommst?

Ein kleiner Stich. Ich bin doch eine zuverlässige Mutter, oder?

»Werde ich nicht.«

»Du kommst immer zu spät.«

Autsch.

»Ich will aber *jetzt* wissen, wo es ist.«

Das reicht. »Schätzchen. Ich bin bei der Arbeit. Ich stecke mitten in einer Verhandlung und muss zurück in den Saal.«

Nichts.

Ich will gerade auflegen, denke schon darüber nach, wie ich die Geschichte am Abend Michael erzählen werde – »Er hat mich im Gericht angerufen. Wegen eines Hemds!« –, da klingt Harry plötzlich verzweifelt.

»Wenn nicht, hab ich kein Kostüm.«

Ich stolpere zurück in die Mutterrolle. »Harry, ich find es schon. Versprochen.«

Eine Spur Angst in Harrys Stimme. »Dann steh ich da wie ein Trottel.«

Es braucht nicht viel, um ihn in diese Stimmung zu versetzen. Wenig Selbstbewusstsein, wenig Resilienz, viel Verletzlichkeit. Aber da ist Meena schon wieder. Stellt triumphierend den Kaffee auf den Schreibtisch: einen Pappbecher mit einem aufgekritzelten *Latte*. Ich werfe ihr ein knappes

Lächeln zu, aber sie bleibt stehen, wartet. Als Harry zu einer weiteren Klage ansetzt, drücke ich mir das Handy fest ans Ohr, damit sie nichts hört. Tut sie trotzdem. Er ist jetzt ziemlich in Fahrt. Ich lasse das Handy sinken, halte es mir an die Brust und sehe Meena an.

»Mein Sohn. Heikle Angelegenheit.«

Sie lächelt wissend, mag es, wenn man sie ins Vertrauen zieht. Aber sie bleibt da, bereit, mich wieder in den Gerichtssaal zu führen. Ja, eine Viertelstunde habe ich gesagt. Ich bemühe mich um eine möglichst geschäftsmäßige Stimme, wohlwissend, dass Meena zuhört.

»Harry, Schätzchen, ich verspreche dir: Wir regeln diese furchtbare Situation, wenn ich nach Hause komme.«

Aber nicht mit Harry. Er merkt, dass er abgewimmelt wird, und der neue Tonfall bringt ihn richtig in Rage. »Was soll das denn jetzt heißen?«

Ich muss auflegen, bevor ich alles noch schlimmer mache.

»Wir sehen uns zu Hause, Schätzchen.«

Meena lächelt mitfühlend. Nimmt meine Perücke vom Ständer, streicht sorgfältig die Strähnen aus Rosshaar glatt und reicht sie mir. Ich stürze dankbar den Kaffee herunter, den ich gar nicht wollte, und setze die Perücke auf. Folge Meena in den Saal. Aber ich bin immer noch »Mum«, in Gedanken ganz bei Harrys Sorgen. Er macht sich immer Sorgen. Mein Herz zieht sich zusammen. Selbst als Meena ruft: »Bitte erheben Sie sich«, denke ich immer noch an Harry und daran, wie er sich wegen einer Party den Kopf zerbricht, und an das Hemd, das ich den ganzen Abend suchen werde, bis ich es finde.

Mit Harry bin ich ununterbrochen am Suchen und Sorgen – mein Herz wie eine geballte Faust in der Brust.

2 DAMALS

Als Rechtsanwältin mit hohem Arbeitspensum und Mutter eines kleinen Jungen nimmt der unmögliche Spagat kein Ende – im Gerichtssaal und außerhalb, immer in Eile, immer bemüht, das Kind rechtzeitig von der Schule abzuholen, und dann doch oft gezwungen, die Babysitterin darum zu bitten. All die Jahre, in denen man sich anstrengt, beides unter einen Hut zu bekommen. Das mulmige Gefühl, wenn eine Verhandlung länger dauert, von der ich erwartet hatte, ich würde früh genug rauskommen, um den Bus nach Hause zu erwischen, ins Auto zu steigen und Harry abzuholen. Das innerliche Seufzen, wenn ein Richter die schriftlichen Stellungnahmen schon für den nächsten Tag anfordert, das Wissen darum, dass mir das die wenige Zeit rauben wird, die mir vor Harrys Schlafenszeit noch mit ihm bleibt. Auch nach der Schule muss ich Anrufe von eifrigen Anwälten entgegennehmen, lächelnd meinem spielenden Sohn zuwinken, während ich über schwerwiegende Strafrechtsangelegenheiten spreche. Wir Barrister leben von den Solicitors: Du kannst es dir nicht leisten, sie vor den Kopf zu stoßen oder außerhalb der Gerichtszeiten »beschäftigt« zu sein. Wenn die Aufträge der Solicitors versiegen, besonders die Privatmandate, macht sich Angst breit. Ich, zu diesem Zeitpunkt noch Junior Barrister – absolut ambitioniert –, muss den eindeutigen Eindruck vermitteln, dass ich immer verfügbar bin, immer gierig nach Arbeit, dass ich meine berufliche Laufbahn ernst nehme.

An diesem ganz normalen Tag bin ich vom Gericht zur Schule geeilt, gerade noch rechtzeitig, um die Vorschulzwerge herausstürmen zu sehen, die Augen groß, auf der Suche nach ihren Mummys. Rechtzeitig, um die unbeschreibliche Mutterfreude zu spüren, als Harry bei meinem Anblick zu strahlen beginnt und auf mich zu rennt, um mich in seine Ärmchen zu schließen. Das Novemberwetter ist nicht allzu ungemütlich, also gehen wir, wie die anderen Mütter und ihre Kinder, in den nahe gelegenen Park.

Es ist vier Uhr und Harry spielt mit seinen Schulfreunden. Sie lachen fröhlich miteinander, die anderen Mütter stehen herum. Ich nippe an einem Latte mit extra Espresso und weiß bereits, dass ich den Abend am Schreibtisch verbringen werde. Jack Sweeney, von dem ich ziemlich häufig Mandate bekomme, will die Strategie für einen Fall mit mir durchgehen. Wir sprechen via FaceTime – so ist es ihm am liebsten, und natürlich bekommt der Solicitor seinen Willen. Manchmal zeigt er mir ein Beweisfoto, aber diesmal nicht. Jack ist schon älter, aber clever und technisch versiert. Er erwartet absolute Perfektion. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Jack jemals so ein Telefonat führen musste, als er mit seinen Kindern im Park war, also erwähne ich nicht, wo ich mich befinde, lasse ihn einfach davon ausgehen, ich ginge spazieren. Ich blicke vom Display auf, sehe Harry mit einem kleinen Mädchen auf der Schaukel und muss lächeln. Dafür bin ich hier, für diese Momente. Die Verbindung bricht für ein paar Sekunden ab und mein Gesicht friert in einer furchteinflößenden Grimasse ein. Hoffentlich läuft es gleich weiter. Ja, jetzt.

»Tut mir leid, Jack, das habe ich gerade nicht mitbekommen. Was haben Sie gesagt?«

Jack wiederholt geduldig seine Frage.

»Nein, genau, das fällt unter Handel. Nicht unter Eigenbedarf.«

Er fragt nach der Reihenfolge der Zeugen, damit er die Vorladungen entsprechend ausstellen kann. Ich halte Ausschau nach Harry. Stelle das Gespräch stumm und horche, drehe das Handy einen Moment von mir weg, damit Jack mich nicht sieht.

»Harry?«

Ich schaue mich um. Wo ist er hin? Jack wartet auf eine Antwort. Ich tauche schnell wieder im Bild auf.

Während Jack weiter über Zeugen spricht, schalte ich erneut den Ton aus und drehe das Handy wieder weg.

»Harry?!«

Jack redet immer noch, dann eine erwartungsvolle Pause. Ich antworte schnell, mein Gesicht wieder in die Kamera gerichtet, während ich aus dem Augenwinkel weiter nach meinem Sohn Ausschau halte.

»Gut, dann erst sie und ihn als zweiten Zeugen.«

Ich schalte das Handy wieder stumm und spreche eine Mutter in der Nähe der Schaukel an.

»Entschuldigung, haben Sie einen kleinen Jungen mit gelber Jacke gesehen?«

Sie schüttelt den Kopf. Mein Blick irrt wild umher. Jack wartet wieder auf meine Antwort. Stummschaltung aufheben.

»Nein, der Typ mit dem langen Namen.« Ich gehe auf eine andere Mutter zu. »Mr Magaguadavic.«

Ich spreche es falsch aus.

»Er steht in der Akte. Ja, genau, der.«

Die Mutter sieht mich an. Ihr Blick ruht auf mir. Macht mich nervös.

»Haben Sie einen kleinen Jungen gesehen? Er ist fünf, aber

klein für sein Alter. Rundes Gesicht, braune Augen, dunkel-blond?«

Sie guckt verwirrt. Panik macht sich breit. O Gott, wo ist er?

»HARRY?!«

Andere Mütter drehen sich nach mir um, verschwimmen miteinander. Jack stellt mir wieder eine Frage.

»Ähm, Jack, nein, ich glaube ...«

Mit einem Mal ist die Aufmerksamkeit aller Erwachsenen im Park geweckt und sie schauen zu mir herüber. Starren mich an, voller Mitleid und Angst. Ich erstarre.

»HARRY!« Mein Blut fängt an zu rauschen, ich renne hin und her. »Harry? Harry? Das ist nicht witzig, Schätzchen. HARRY.«

Irgendwo am Rand meines Bewusstseins höre ich, wie ein kleines Mädchen mich im Singsang imitiert. *Harry, Harry*. Eine Frau in einem plüschigen orangefarbenem Mantel kommt auf mich zu.

»Würde er mit einem Fremden mitgehen?«

Mir steigt ein saurer Geschmack in die Kehle. Mit einem Fremden? »Warum? Haben Sie was gesehen?«

»Da war vorhin so ein Typ und hat die Kinder beobachtet. Jetzt ist er weg.«

Heißes Blut rauscht durch meine Adern, Bilder schießen mir durch den Kopf. Ich sehe eine Nachrichtenmeldung vor mir – »Da war so ein Typ« – und kann nicht mehr klar denken. Wann habe ich ihn aus den Augen verloren? O Gott. Alle anderen Mütter halten ihre Kinder plötzlich an den Händen. Das kleine Mädchen quengelt, will zurück zur Schaukel. Ich renne los.

»HAAAARRY!«

Nur habe ich keine Ahnung, wohin ich eigentlich rennen soll. Laufe ziellos umher. Der Spielplatz grenzt an ein Wäld-

chen. Mein Herz hämmert so heftig, dass ich kaum noch Luft bekomme. Vor meinem inneren Auge tauchen Bilder von Kindern auf, von meiner Arbeit. Bilder aus Akten. Das darf nicht sein. WO IST ER? Wo ist mein Junge? Ich höre andere Frauen den Namen meines Sohnes rufen.

»Harry. Harry.«

Wieder stürze ich los, ohne Ziel, und schreie seinen Namen.

»HARRY.«

Der Singsang des kleinen Mädchens hallt noch in meinem Kopf wider. *Harry, Harry*. Ein Hund bellt, und ich merke, dass es langsam dunkel wird. Ich laufe auf das Wäldchen zu, spreche mit mir selbst. »Gelbe Jacke, dunkelblaue Hose.«

Ich sehe das neue Schulfoto meines Sohnes auf den Titelseiten. Vor Gericht sagen die Polizisten immer, beim Verschwinden eines Kindes sei die erste halbe Stunde entscheidend.

Eine halbe Stunde, von der schon zehn Minuten verstrichen sind.

»HAAARRY!«

Was für eine Mutter verliert ihr Kind? Wer bin ich? Die Frau im orangefarbenen Plüschmantel kommt auf mich zugehen, ruft etwas. Hat sie Harry gefunden? Ich bleibe stehen und schaue sie an, jede Zelle voller Hoffnung. Die Orangene ruft: »Wir holen die Polizei.«

O Gott, die Polizei. Mein Kind der Polizei beschreiben. Ein vermisstes Kind. Braune Augen, rundes Gesicht, eine Narbe am Kinn.

Die Orangene hält ihre Tochter ganz fest – eine gute Mutter. Ihr Blick ist freundlich und besorgt. Ich nehme mir vor, sie anzusprechen, sobald ich Harry gefunden habe. Vielleicht können sich unsere Kinder mal zum Spielen verabreden? Aber wie komme ich denn jetzt auf so einen Gedanken?

»Ja, die Polizei ...«

Meine Stimme bebt, klingt merkwürdig schrill. Die Orangene geht zurück zu den anderen Müttern. Sie ist eine von ihnen. Ich bin die, die ihr Kind verloren hat.

»HARRY.«

Ich fange an zu zittern, überlege kurz, Michael anzurufen. Aber was soll ich ihm sagen? *Ich habe unser Kind verloren, ich habe Harry verloren.* Was könnte er schon tun von der anderen Seite der Stadt aus? Er ist in der Kanzlei, scherzt vermutlich gerade mit einem Kollegen. Plötzlich erfasst mich ein seltsamer Neid. Er ist nicht hier, er ist nicht ich, er hat keine Ahnung, was gerade passiert. Hinter meinen Lidern brennen Tränen, aber ich ermahne mich: *Nicht jetzt, jetzt ist keine Zeit zum Heulen. Du hast schon verdammte zwölf Minuten verplempert!* Wieder rufe ich Harrys Namen, plärre jetzt fast. Dann renne ich wieder los.

»HARRY, BITTE, SCHÄTZCHEN. BITTE.« Ein Flehen, gefolgt von einer Mahnung: »Das ist NICHT LUSTIG, HARRY«, gefolgt von zunehmend verzweifelte Schreien: »HARRY, Harry, HARRY.« Immer und immer wieder.

Und dann – blitzt kurz etwas Gelbes auf. Nein. Doch, da, hinter den Bäumen. Sehe ich richtig? Noch bevor ich mich bewusst entschieden habe, mich in Bewegung zu setzen, bin ich schon dort. Packe Harry so fest, wie ich kann, weine vor Erleichterung. Er zappelt und zeigt auf etwas.

»Da war ein Eichhörnchen, Mummy, jetzt hast du es verschluckt.«

Ich drücke ihn an mich, näher als jemals zuvor, atme seinen Duft, das Gesicht in seine Haare gepresst.

»Du darfst nicht einfach so weglaufen, Schätzchen, das ist sehr, sehr ungezogen.«

Ich weine und schimpfe mit ihm, ohne eine klare Botschaft

zu vermitteln. Eine seltsame Mischung aus Wut und purer Freude. Erleichterung. Das kleine Mädchen ruft Harry jetzt zurück zur Schaukel. Er will los, aber ich kann ihn nicht gehen lassen. Trage ihn zurück zu den anderen Müttern. Die Frau im orangefarbenen Mantel strahlt, sie hat ihr Handy am Ohr, erklärt der Polizei: »Harry ist wieder da.« Harry ist wieder da. Die Mütter scharen sich aufgeregt um ihn. Reden ihm liebevoll zu. Tätscheln ihm den Rücken. Sie haben meine Tasche und meinen Laptop eingesammelt, überreichen sie mir. Alle sehen mir in die Augen. Ich spüre unseren Zusammenhalt, ein neues Gefühl von Verbundenheit. Wir haben gemeinsam etwas durchgestanden. Der Glaube an die Welt ist wiederhergestellt, für uns alle. Wir können wieder denken, klare Gedanken fassen.

Nicht ich. Nicht wir.

Eine unbekannte Mutter nimmt eine Wasserflasche aus ihrer Tasche und bringt sie mir. Ich merke, dass ich Durst habe und zittere. Nehme das Wasser und stürze es herunter. Da fällt mir plötzlich Jack wieder ein. Ich habe das Handy immer noch in der Hand. FaceTime läuft immer noch. Das Mikro ist eingeschaltet. Jack starrt mich an.

»Oh, Jack. Es tut mir so leid. Hören Sie, ich rufe später zurück.«

»Ich wollte nicht einfach auflegen, während Sie ...«

Ich lächle und nicke, beende das Gespräch, während mir eine andere Mutter ein Stückchen Dattelkuchen bringt, den sie als Nachmittagssnack für ihr Kind dabei hat. Selbstgebacken. Ich nehme es entgegen, und das schlechte Gewissen darüber, dass mir noch nie auch nur in den Sinn gekommen ist, einen Nachmittagssnack zu backen, wird von der liebevollen Fürsorge dieser Frauen um mich herum weggespült. Ich habe das Gefühl, dazuzugehören. Vielleicht zum ersten Mal.

Als ich Harry später in den Kindersitz setze und anschnalle, sehe ich ihm in die Augen. Ausnahmsweise zappelt er nicht, lacht auch nicht. Vielleicht irritiert ihn meine Miene. Ich staune, wie bezaubernd er ist, betrachte ihn voller Bewunderung und mustere seine schönen Züge. Er wartet darauf, dass ich einen Witz mache, lache oder eine Grimasse schneide, aber nicht heute. Ich streiche ihm über die Wange, spüre seine weiche, durchscheinende Haut unter den Fingern. Küsse ihn schluchzend auf beide Backen. Er kräuselt das Näschen.

»Warum weinst du, Mummy?«

Ich wische mir die Tränen weg, überrascht, wie nass mein Gesicht ist. »Ich hab dich so lieb, Harry. Das darfst du nie vergessen, Schätzchen. Du bist das Wichtigste für Mummy und Daddy. Das Allerwichtigste in unserem Leben.«

Er wirkt verwirrt, beinahe ängstlich, also schneide ich doch noch eine Grimasse. Er kichert, und auf der Heimfahrt bin ich ganz überwältigt vom Geplapper seines Stimmchens hinter mir. Vielleicht spielen meine Hormone verrückt, aber die Tränen nehmen kein Ende. Tränen der Dankbarkeit – und Tränen des Kammers für jede einzelne Mutter, die je ohne ihr Kind nach Hause fahren musste.

Michael kommt an diesem Abend spät. Harry ist schon im Bett und ich sitze wieder am Computer. Ich schaue vom Bildschirm auf, Michael kommt zu mir, küsst mich auf die Stirn. Ich lächle. Er wirft einen Blick auf meine Unterlagen.

»Spätschicht?«

Ich nicke. »Im Ofen ist noch Lasagne für dich.«

»Super. Magst du ein Glas Rotwein?«

Warum eigentlich nicht? Als Michael mit den Gläsern zurückkommt, sage ich beiläufig: »Ich dachte heute, ich hätte Harry im Park verloren.«

Ich will ihm die Achterbahnfahrt aus Angst, Erleichterung, Verzweiflung und Liebe beschreiben. Die Tränen, die ich vergossen habe.

Aber Michael sitzt schon mit der Lasagne auf dem Sofa. »Offenbar hast du ihn ja wiedergefunden.«

Ich will über all die Bilder weinen, die ich in Gerichtsakten gesehen habe: verschwundene Kleinkinder, schreckliche Fotos von Kindesmissbrauch, Berichte über Sexualdelikte. In meinem Beruf bleibe ich von solchen Gräueln nicht verschont und ihre Bilder quälen mich. Sie drängen sich mir in ganz unerwarteten Momenten auf. Hat man sie einmal gesehen, brennen sie sich ein Leben lang ein. Der Gedanke daran, wie leicht mein Harry auf so einem Foto landen könnte, hat heute Gestalt angenommen. Ist real geworden. Ich muss mit Michael darüber sprechen, muss mir von ihm versichern lassen, dass diese Sorge mehr über die Belastung durch meine Arbeit aussagt als über irgendetwas anderes. Aber irgendwie bringe ich die Worte nicht über die Lippen. Sie rollen nur in meinem Mund herum wie riesige Eiswürfel. Ich weiß nicht, wie ich über diesen Tag sprechen soll. Michael plappert beim Essen, nippt an seinem Wein und zappt durch die Programme. Er ist gerade so meilenweit von mir entfernt, dass ich beschließe, es gut sein zu lassen. Zumal ich einen Haufen Arbeit vor mir habe und mir jede Stunde verloren geht, die wir reden. Aber dann wittert Michael wohl doch etwas. Er schweigt einen Moment, dann fragt er: »Brauchst du Hilfe bei deinem Fall? Willst du ihn durchsprechen?«

Das ist lieb von ihm. Ich lächle ihm zu. »Nein, schon gut. Aber danke für das Angebot.«

Später im Bett – der Wecker ist auf fünf Uhr gestellt, damit ich meine Notizen für die Verhandlung noch fertig machen

kann –, spüre ich, wie sich Michael mir annähert. Ich kann die Nähe nicht erwidern. In der Dunkelheit bricht eine Flut schrecklicher Bilder über mich herein. Plötzlich mischt sich Harrys kleines Gesicht darunter und ich bin wie gelähmt vor Angst. Ich atme so heftig, als würde ich rennen, und muss die Nachttischlampe einschalten. Michael knurrt, genervt von der plötzlichen Helligkeit, und ich tue so, als müsste ich aufs Klo.

Im Badezimmer holt mich das Gefühl der kalten Fliesen unter meinen nackten Füßen zurück in die Wirklichkeit. Wieder Tränen auf meinen Wangen. Was ist denn los mit mir? Ich wasche mir das Gesicht und schaue in den Spiegel, betrachte mein Ebenbild im Dunkeln. Eine Weile stehe ich so da, dann fange ich an zu lachen. Allein. Ich denke an Jack, wie er die ganze Zeit über FaceTime zugeschaltet war, während ich nach meinem Sohn schreiend durch den Park gerannt bin, wie ich Wasser aus der Flasche irgendeiner Mutter geschlürft habe und wie ich meinen Kleinen im gelben Jäckchen durch den Wald getragen habe, während er irgendetwas von einem Eichhörnchen plapperte. So viel zu all meinen Bemühungen, professionell zu sein und Mutterschaft und Beruf getrennt zu halten! Ich denke an Jacks perplexe Miene, bevor ich aufgelegt habe.

Ich weiß, dass er mich morgen im Gericht darauf ansprechen wird. Jetzt, wo er mich in Panik erlebt hat, ist das vielleicht ja eine Gelegenheit, endlich auch dem Leben jenseits meiner Arbeit Raum zu geben und den Balanceakt ehrlich einzugestehen. Jack kennt die Fotos in den Akten genauso gut wie ich. Aber ich gehe nicht davon aus, dass er derjenige war, der mit seinen Kindern in den Park gegangen ist, als sie noch klein waren. Ich denke an Jacks Frau und frage mich, was sie während seiner heftigen Arbeitszeiten wohl alles durchge-

macht hat. Vielleicht hatte sie auch einen Job? Wie hat sie das durchgestanden? Michael glaubt, er übernimmt von allem die Hälfte, und er erledigt ja auch wirklich die Hausarbeiten, die ich ihm auftrage, nur dass er eben all die anderen Aufgaben nicht sieht, die es zu erledigen gilt. Was muss in Harrys Schultasche? Michael organisiert weder Kinderbetreuung noch Verabredungen zum Spielen und kümmert sich nicht um die Beziehungen zu den anderen Müttern. Ich kann nicht genau sagen, wie das alles an mir hängen geblieben ist, muss mir aber wohl eingestehen, dass ich es selbst so eingerichtet habe. Ich übernehme die ganzen kleinen Aufgaben rund um Harry, weil mir das einfacher vorkommt, als Michael alles zu erklären. Oder stecken doch irgendwelche mütterlichen Schuldgefühle dahinter, weil ich so viel arbeite? Plagen Michael väterliche Schuldgefühle wegen seiner vielen Arbeit? Das glaube ich kaum.

Während ich mich selbst im Spiegel betrachte, schneide ich eine Grimasse und versuche, das Bild zu imitieren, das zu Beginn unseres Telefonats auf Jacks Display eingefroren war. Fürchterlich. Was für ein Anblick. Ich nehme mir vor, mich nach seinen erwachsenen Kindern zu erkundigen, dann tapse ich zurück ins Bett, liege wach und nehme im Geist alle meine Zeugen ins Kreuzverhör, bis ich endlich einschlafe. Nicht zum ersten Mal mache ich mir Gedanken über meine Arbeit als Barrister und darüber, dass die Justiz keinen Raum für Familie lässt. Neben mir schnarcht Michael sachte. Ich weiß, dass er dieses Dilemma, diesen Konflikt nicht kennt. Er liebt Harry abgöttisch, aber er fühlt sich nicht wie ein Versager, wenn er es nicht schafft, ihn rechtzeitig von der Schule abzuholen.

Für mehr Informationen zum
Buch und zur Autorin 👉

Auf zur Website





ZWEI FREUNDE GRÜNDEN EINEN NACHHALTIGEN VERLAG

Hi, wir sind Lars und Flo. Wir sind unser halbes Leben lang Freunde – und wir lieben Bücher! Kjona ist unser größtes gemeinsames Abenteuer und soll der Verlag sein, den wir uns als Leser immer gewünscht haben: nachhaltig, neugierig und unabhängig.

Ob originelle und emotional intensive Erzählstoffe oder augenöffnende gesellschaftliche Analysen – wir wollen mit Kjona Bücher in die Welt bringen, die uns und dich berühren und die die Kraft haben, etwas zu verändern.

Exklusiv, aber nicht elitär. Anspruchsvoll, aber nicht abgehoben. Und konsequent nachhaltig produziert.

Viel Spaß beim Stöbern auf

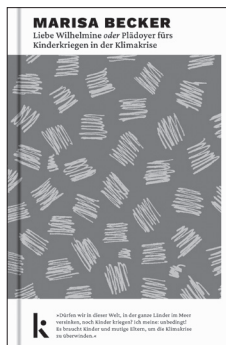
WWW.KJONA.ECO



Molly Keane, *Das gute Benehmen*



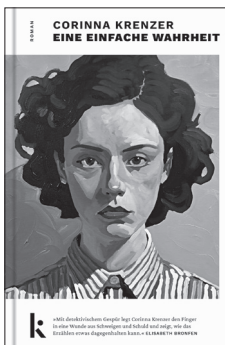
Megan Nolan, *Kleine Schwächen*



Marisa Becker, *Liebe Wilhelmine*



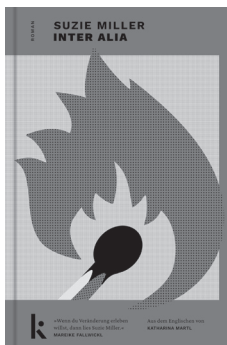
Claire Fuller, *Das Gedächtnis der Tiere*



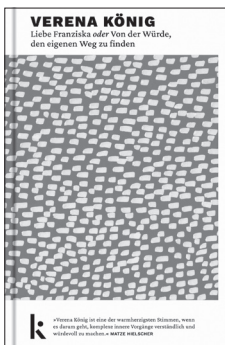
Corinna Krenzer, *Eine einfache Wahrheit*



Banu Mushtaq, *Meistens bleibt ja die Frau zu Hause*



Suzie Miller, *Inter alia*



Verena König, *Liebe Franziska*

**DIESE
BÜCHER SIND
IM ABO DES
JAHRES 2026
ENTHALTEN**

JETZT GANZ NEU: DAS LESEN-IST-LIEBE- BÜCHER-ABO! ♥

- ♥ Du bekommst 8 feministische Hardcover übers ganze Jahr verteilt direkt zu dir nach Hause
- ♥ 3 Tage vor offiziellem Erscheinen
- ♥ Signiert
- ♥ Mit einem persönlichen Brief
- ♥ Als Geschenk verpackt
- ♥ Das Abo endet automatisch mit dem Versand des letzten Hardcovers
- ♥ Damit du mehr Zeit mit Lesen und weniger mit Suchen verbringst



**WIR FREUEN UNS
AUF DICH!**



Aus Liebe zu Mensch und Umwelt gedruckt mit veganen Farben auf rückstandsfrei recyclebarem, alterungsbeständigem Papier.



Cradle to Cradle Certified®
ist eine eingetragene Marke
des Cradle to Cradle Products
Innovation Institute.

WWW.KJONA.ECO

1. Auflage 2026

Deutsche Erstausgabe

Die australische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
Inter Alia bei Picador Australia in Sidney.

© 2026 Suzie Miller

© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe: Kjona Verlag GmbH

GPSR-Kontakt: Kjona Verlag GmbH,
c/o Impact Hub Munich, Gotzinger Straße 8,
81371 München, gpsr@kjona.eco

Der Verlag behält sich eine Nutzung des Werkes für Text- und
Data-Mining im Sinne des § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Lektorat und Korrektorat: Tamara Al Oudat

Covermotiv und -gestaltung: Marion Blomeyer, Lowlypaper

Foto im Nachsatz: Michele Aboud

Innengestaltung und Satz: Herr K | Jan Kermes

Gesetzt aus der Crimson Pro und der Work Sans

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-910372-83-2